

### Die kommunikative Konstruktion kultureller Kontexte

Knoblauch, Hubert

Postprint / Postprint

Sammelwerksbeitrag / collection article

**Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:**

Knoblauch, H. (2005). Die kommunikative Konstruktion kultureller Kontexte. In I. Srubar, J. Renn, & U. Wenzel (Hrsg.), *Kulturen vergleichen: sozial- und kulturwissenschaftliche Grundlagen und Kontroversen* (S. 172-194). Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwiss. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-7595>

**Nutzungsbedingungen:**

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

**Terms of use:**

This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Commercial-NoDerivatives). For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0>

*In: Ilja Srubar, Joachim Renn und Ulrich Wenzel (Hg.), Kulturen vergleichen. Sozial- und kulturwissenschaftliche Grundlagen und Kontroversen. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften 2005, 172-194.*

Hubert Knoblauch

## **Die kommunikative Konstruktion kultureller Kontexte<sup>1</sup>**

### **1. Kultur und das kommunikative Paradigma**

Die Analyse der interkulturellen Kommunikation setzt logisch und methodologisch die Klärung des Verhältnisses von Kommunikation und Kultur voraus. Man kann dies mit einer Reihe von etwas überspitzt formulierten Fragen verdeutlichen: Stellt Kommunikation lediglich einen untergeordneten Aspekt der Kultur dar, und ist interkulturelle Kommunikation demnach lediglich ein unbedeutender Pfad zwischen den Kulturen? Ist Kultur nur ein Teilsystem der Gesellschaft, und stellt die interkulturelle Kommunikation demnach lediglich nur eine Form der Interpenetration von Systemen dar? Oder bildet Kultur den eigentlichen Kern einer Gesellschaft, so daß interkulturelle Kommunikation faktisch unmöglich wird, da sie das Überschreiten der Grundlagen von Kommunikation erfordern würde?

Die Rolle, die der Kulturbegriff bei der Behandlung der interkulturellen Kommunikation spielt, zwingt in jedem Fall zu einer vorgängigen Klärung. Eine solche Klärung ist vor allen Dingen im vorliegenden Fall nötig, in dem der Begriff der Kultur auf einer elementaren Ebene durch Kommunikation definiert werden soll. Genauer möchte ich einmal von der These ausgehen, daß Kultur in zunehmenden Maße durch Kommunikation geprägt ist. Die wachsende Relevanz der Kommunikation betrachte ich zunächst als ein empirisches Faktum, auf das gegenwärtig häufig im Zusammenhang mit dem Begriff der Wissensgesellschaft hingewiesen wird. Mit diesem Begriff wird betont, daß Wissen eine wachsende Bedeutung in der Gesellschaft einnimmt. Ich teile diese Vorstellung, bin jedoch der Meinung, daß der Begriff der Wissensgesellschaft – ebenso wie der der Informationsgesellschaft – eine systematische Verkürzung enthält: Denn nicht allein das Wissen gewinnt an Bedeutung, sondern der massenhafte Austausch von Wissen – mittels Kommunikation. Dafür gibt es sicher eine Reihe von bekannten Gründen, von denen ich hier nur einige nennen möchte: Im Rahmen verschärfter Individualisierung und Pluralisierung sozialer Lebenswelten erfordern die privaten Interaktionsformen zunehmend mehr Kommunikation – sozusagen zum Abgleich der Perspektiven. Zugleich macht auch die zunehmende funktionale Ausdifferenzierung der Systeme mehr Kommunikation zwischen den Handelnden erforderlich, sofern sich diese – was zwangsläufig geschieht – über die hochspezifischen Funktionsbereiche, in denen sie verankert sind, hinausbewegen. Und schließlich fördern beide Prozesse den Ausbau des Bereiches öffentlicher Kommunikation, der sozusagen stellvertretend gemeinsame Themen von gesellschaftlicher Relevanz schafft – von den Risiken der Umwelt bis hin zu

---

<sup>1</sup> Dieser Beitrag basiert auf meiner Habilitation (Knoblauch 1995). Eine erste Kurfassung wurde zunächst im Mai 1996 in englischer Sprache als Vortrag am Department of Sociology der Universität Nottingham vorgestellt. Der vorliegende Beitrag stellt eine Überarbeitung der veröffentlichten Fassung dieses Vortrags dar: Hubert Knoblauch, Communication, contexts and culture. A communicative constructivist approach to intercultural communication, in: Aldo di Luzio, Susanne Günthner und Franca Orletti (Hg.) (2001), Culture in Communication. Analyses of Intercultural Situations. Amsterdam/ Philadelphia: John Benjamins, S. 3-33.

den Wehwehchen der öffentlichen Repräsentation der Kommunikationskultur, zum Beispiel der ‚Prominenten‘.

Ich habe diese Ausweitung der Kommunikationskultur an anderer Stelle (Knoblauch 1996) schon mit dem Begriff der Geschwätzigkeit zu bezeichnen gesucht und dort auch die Gründe und Ausprägungen für die Ausweitung der Kommunikation näher erläutert. Hier möchte ich dagegen kurz skizzieren, wie wir eine Gesellschaft erfassen können, die sich in zunehmendem Maße auf Kommunikation gründet.

In der weiteren Darstellung möchte ich mich aber nicht mit den empirischen Ausprägung der Ausweitung von Kommunikation in der „Wissensgesellschaft“ beschäftigen. Die Argumentation wird vielmehr theoretisch verlaufen. Ich möchte zunächst einige grundbegriffliche Voraussetzungen des Begriffes der Kommunikation vorstellen, die an die phänomenologisch orientierte Soziologie anschließen. In einem weiteren Schritt sollen dann die Grundzüge dessen skizziert werden, was ich als kommunikative Kontexte (als Kern der Kommunikationskultur) bezeichne. Unter Bezugnahme auf verschiedene empirische Untersuchungen werde ich einige empirisch-analytische Merkmale der gegenwärtigen Kommunikationskultur hervorheben.

Einer solchen Argumentation liegt der spätestens seit Parsons vertraute Gedanke zugrunde, daß sich gesellschaftliche Veränderungen durchaus in der Entwicklung der soziologischen Forschung widerspiegeln, die sich ihr gleichsam durch die Veränderung des Zuschnitts ihres analytischen Apparats annähern. Dies jedenfalls ist durchaus im Zusammenhang mit der Kommunikation zu behaupten, da hier auf der einen Seite theoretische und auf der anderen Seite (nur unzulänglich in diesen Theorien beachtete) empirische Entwicklungen konvergieren. Sowohl in der Theorie wie in der Empirie der Gegenwartsgesellschaft finden wir eine Konvergenz zur Kommunikation, die die gesellschaftliche Bedeutungszunahme der Kommunikation in mehrfacher Hinsicht reflektiert.

Um die theoretische Wende zur Kommunikation zu verdeutlichen, sollte man sich die ihr vorangegangene strukturalistische Vorstellung der Kultur vergegenwärtigen, wie sie etwa von Leach (1978) vertreten wurde: Sie sieht nämlich Kultur weitgehend als ein System, genauer: als eine Struktur von Zeichen an. Dagegen stellt sich eine theoretische Auffassung, die betonte, daß Zeichen nicht unabhängig von dem Kontext, in dem sie gebraucht werden, betrachtet werden können. Anstatt sich auf statische Zeichensysteme zu konzentrieren (die deswegen nur aus strukturalistischer Sicht postmoderne Züge annehmen konnten<sup>2</sup>), wurde sowohl in der Theorie wie vor allem auch in der Empirie nach der Ordnung des Gebrauchs von Zeichen gesucht. Habermas (1988) hat dafür den trefflichen Begriff des kommunikativen Paradigmas geprägt. In diesem Paradigma wird Kultur als ein Konstrukt aus kommunikativen Handlungen verstanden.<sup>3</sup>

Um begriffliche Mißverständnisse zu vermeiden, sollte vorangestellt sein, daß ich hier kommunikatives Handeln nicht im Sinne von Habermas (1981) als Form der verständigungsorientierten Handelns verstehe. Vielmehr möchte ich darunter eine Form des wechselseitigen, sozialen Wirkhandelns fassen. Sehr ausdrücklich in Anlehnung an Mead macht sich Kommunikation vor allen an Objektivierungen in Form von Anzeichen, Merkzeichen und Zeichen fest. Diese Objektivierungen sind aber nicht aus sich heraus verständlich, sondern sind in Handlungen eingebettet und von Handelnden entworfen, deren typisierbares subjektives Wissen ausschlaggebend für den Ablauf der Kommunikation ist. Um die Spannung zwischen subjektivem Entwurfscharakter und

<sup>2</sup> Denn die „Ablösung“ von „Signifiant“ und „Signifié“ erscheint nur so, wenn man vom Gebrauchskontext der Zeichen und ihrer Bedeutungen absieht, die ihre eigene, vom Strukturalismus übersehene Ordnung aufweist. Zur Debatte um den Kulturbegriff vgl. Thurn (1979); Tenbruck (1990).

<sup>3</sup> Die Rede von einem kommunikativen Paradigma wurde später im Rahmen der Wissenssoziologie auch von Luckmann (2002) aufgenommen.

gesellschaftlicher Vorgegebenheit zu erfassen, wird der Begriff kommunikatives Handeln verwendet. (Von Kommunikation können wir nur reden, wenn wir uns auf die Beobachterperspektive beschränken.)

Da kommunikative Handlungen typischerweise wechselseitig und reflexiv sind, besitzen sie die Fähigkeit, aus sich heraus Kontexte erzeugen zu können. Diesen Vorgang der Kontextualisierung möchte ich weiter unten etwas ausführlicher behandeln, denn er bildet den Ausgangspunkt für das, was wir Kultur nennen können. Dabei werde ich analytisch drei verschiedene Aspekte kommunikativer Kontexte unterscheiden, die von jeweils verschiedenen Formen kommunikativen Handelns erzeugt werden. Kommunikatives Handeln verstehe ich dabei als eine Form der Kommunikation, die deswegen eine besondere Prägung annimmt, weil sie eine subjektive, bewußte „Aneignung“ und „Verarbeitung“ dessen, was kommuniziert wird, voraussetzt. Aus der Außen- bzw. Beobachterperspektive (wie sie etwa die Systemtheorie, aber auch der Behaviorismus) annimmt, kann kommunikatives Handeln deswegen grundsätzlich als Kommunikation erscheinen. Allerdings gehe ich von der in der interpretativen Soziologie geteilten (und sich in verschiedenen empirischen Forschungsrichtungen bewährenden) Auffassung aus, daß eine genaueres Verständnis, eine Rekonstruktion und eine Erklärung menschlicher „Kommunikationen“ notwendig die Annahme einzelner (bewußter) Handlungen voraussetzen.

Der Begriff der Kultur, wie er im Titel „Kommunikationskultur“ gebraucht wird, läßt sich deswegen in keinsten Weise nur auf „kognitive“ Sinnphänomene reduzieren. Zwar umfaßt er das, was man gesellschaftliches Wissen nennen kann, doch umschließt er zugleich die Prozesse, in denen dieses Wissen zirkuliert – und damit erst gemeinsame Kultur konstituiert wird. Diese Prozesse sind selbstverständlich kommunikativ. Es ist also auch auf einer grundlagentheoretischen Ebene die Kommunikation, die Handeln und Wissen zusammenführt.

## 2. Kommunikatives Handeln

In der Tradition der phänomenologisch orientierten Soziologie<sup>4</sup> verstehen wir unter kommunikativen Handeln kategorisch ein soziales Handeln, da es sich an einer anderen Person orientiert. Es stellt jedoch eine besondere Form sozialen Handelns dar, da es sich zum einen zeichenhafter Objektivierungen bedient und zum anderen prinzipiell an einer Antwort ausrichtet. Dies ist z.B. der Fall, wenn ich möchte, daß die Person B x erfährt, weiß oder tut. Schütz und Luckmann nennen (1984) dieses Merkmal auch Wechselseitigkeit oder *Reziprozität* – und auch Habermas (1981) kennt diesen Begriff. Während jedoch Habermas der Meinung ist, daß die Sprache Grundlage für diese Reziprozität ist, ist sie für Schütz wie für Luckmann in jeder, auch in nichtsprachlichen Formen der Interaktion grundlegend. Sie bezieht die Austauschbarkeit der Standpunkte sowie die Reziprozität der Perspektiven mit ein, die ich unten kurz erläutern werde.

Der hier benutzte Begriff des kommunikativen Handelns findet ebenso viele Parallelen an der Theorie sozialer Systeme, legt aber gerade im Vergleich zu dieser Theorie einen besonderen Wert darauf, dass Kommunikation nie vom Handeln abgetrennt werden kann.<sup>5</sup>

<sup>4</sup> In jüngerer Zeit ist wieder vermehrt und sehr mißverständlich von einer Sozialphänomenologie die Rede – in einer Form, die gleichsam in die Geistesgeschichte hineinprojiziert wird (vgl. z.B. Bühl 2002). Wenn hier von einer phänomenologisch orientierten Soziologie die Rede ist, beziehe ich mich auf die an Schütz anschließende Vorstellung Luckmanns (1978), daß die (bei weitem nicht aufs Soziale beschränkte) Phänomenologie einen protowissenschaftlichen, sozusagen propädeutischen Charakter für die empirische Soziologie hat. Vgl. dazu etwa Schütz und Luckmann (1979; 1984).

<sup>5</sup> Denn die Zeichen der Kommunikation sind im Handeln gesetzt; sie repräsentieren also einen Sinn, den Handelnde damit verbinden; zugleich sind sie aber auch Teil eines Appräsentationssystems, das von dem Sinn der Handlung unabhängig ist. Deutlich in der Sprache, die quasi „vorgestanzte“ lexikalische Einheiten

Kommunikatives Handeln stellt eine Antwort auf das für Schütz grundlegende Problem der Intersubjektivität dar: Wie bewältigen wir das Problem, daß das Bewusstsein der anderen für uns nicht zugänglich, also transzendent ist? Grundsätzlich läßt sich dieses Problem nie vollständig lösen, doch haben wir pragmatische Weisen, damit umzugehen: Wir verwenden Objektivierungen, die zeichenhaft das repräsentieren, was gemeint, gedacht, geplant ist. Bei diesen *Objektivierungen* kann es sich um Kulturgegenstände, aber auch um abstrakte Zeichen (als Elemente von Zeichensystemen) handeln. Solchen Objektivierungen kommt deswegen eine besondere Bedeutung zu, weil sie zum einen in der gemeinsamen Umwelt der Handelnden beobachtbare Ergebnisse von Handlungen sind (genauer: von Wirkakten, also Handlungen, in denen die gemeinsame Umwelt wahrnehmbar verändert wird). Die Erzeugung dieser Objektivierungen und ihre Wahrnehmung spielt sich natürlich immer in einem schon von früheren Handlungen konstituierten Kontext ab – ein Umstand, auf den ich weiter unten eingehen werde. Freilich ist der Charakter dieser Objektivierungen sehr unterschiedlich: Im Falle mündlicher sprachlicher Handlungen sind diese besonders flüchtig; allerdings können solche Objektivierungen durchaus weitaus dauerhafter sein: das gilt nicht nur für Bücher und andere Kommunikationsmedien, die Kommunikation dinghaft vermitteln. Es gilt natürlich auch für nicht ausgeprägt systematisierte Objektivierungen, wie etwa Kleidung und Dekor – die dennoch Bestandteil kommunikativer Handlungen, ja zuweilen sogar deren Hauptbestandteil sind.<sup>6</sup> Diese Gegenstände bilden nicht nur die „materielle Kultur“ einer Gesellschaft; als Elemente von Handlungen bilden sie ihr kollektives Gedächtnis. (Es steht außer Zweifel, daß der Umfang dieses kollektiven Gedächtnisses durch die neuen elektronischen Speichermedien massiv zugenommen hat. Zugleich sollte man jedoch auch betonen, daß nicht nur die Art der „Erinnerung“ von der Art der Wiederaneignung abhängt. Zudem lassen sich diese Speichermedien nur insofern als kollektives Gedächtnis betrachten, wie sie verwendet – also in kommunikative Handlungen eingebunden – werden.)

Auch wenn nicht übersehen werden soll, daß Kommunikation grundsätzlich auf solchen Objektivierungen beruht, so sollte doch auch erwähnt werden, daß sich kommunikative Handlungen dadurch auszeichnen, daß diese Objektivierungen einen zeichenhaften Charakter tragen. Diesen zeichenhaften Charakter können wir (a) durch die die Art der Konventionalisierbarkeit der Objektivierungen, also durch die Zeichentheorie, und durch ihren Verweisungshorizont, also die Theorie der Transzendenzen, bestimmen.

- (a) Um zwischen verschiedenen Dimensionen des Sinns zu unterscheiden, schlagen Schütz und Luckmann eine *Zeichentheorie* vor, deren zentrale Kategorien Anzeichen, Merkzeichen, Zeichen und Symbolen sind. Zeichen sind dadurch hervorgehoben, als sie Teile von Zeichensystemen sind, in denen syntaktisch und semantisch Regelungen existieren. Anzeichen und Merkzeichen lassen sich zwar konventionalisieren, sind jedoch nicht Teil ganzer Systeme. Ihre Bedeutungen sind deswegen auch nicht innerhalb des Systems geregelt, sondern in der Regel indexikal: sie verweisen auf Raum (Anzeichen) und Zeit (Merkzeichen). Zeichen dagegen sind "abstrakt" und anonymisiert, ihre Bedeutungen sind intersubjektiv geteilt, unabhängig davon, wer sie produziert und wer sie rezipiert.

---

nach einem festgelegten syntaktischen Muster festlegt. Kommunikatives Handeln wird als Ausdruck dieser doppelten Referenz verstanden: Wir kommunizieren also deswegen, weil wir nie genau das mitteilen können, was wir wollen, und wir teilen immer etwas mit, was wir nicht mitteilen wollen. Genau diese Spannung zwischen Intention und Kommunikation zeichnet kommunikatives Handeln aus – und hält die Kommunikation am Laufen.

<sup>6</sup> Es war vor allem Goffman, der ausdrücklich auf diesen Aspekt der Kommunikation (wie er es selbst schon in *The Presentation of Self in Everyday Life* nannte) hinwies. Zur Vorrangigkeit von Kleidung als kommunikativer Handlung muß man nicht nur an Modeshows erinnern; es gilt auch für besondere Szenen, wie etwa die von Transvestiten. Vgl. dazu Knoblauch (1997).

- (b) Die Unterscheidung der verschiedenen Zeichen folgt also einer Unterteilung, die Luckmann (im Anschluß an Schütz (1971: 353ff) zwischen *verschiedenen Ebenen von Transzendenzen* der Erfahrung trifft (Schütz und Luckmann 1984, Kap. VI): Wenn etwas die unmittelbare Erfahrung in zeitlicher oder räumlicher Hinsicht überschreitet, redet er von den kleinen Transzendenzen. Die mittleren Transzendenzen unterscheiden sich von den kleinen grundsätzlich darin, daß das, was erfahren wird, überhaupt nur mittelbar erfahren werden kann. Wir können anderen Menschen nicht in den Kopf hineinsehen. Die Erfahrung eines anderen Menschen ist nur über Akte der Kundgabe und Kundnahme möglich. Während die Erfahrung kleiner und mittlerer Transzendenzen dem entspricht, was als Weltansicht bezeichnet wird, überschreiten die großen Transzendenzen diesen Bereich. Sie zeichnen sich dadurch aus, dass das, was erfahren wird, in der Alltagswelt nicht mehr zugänglich ist. In Ekstasen und Träumen etwa machen wir Erfahrungen, die sich von denen des Alltags grundlegend unterscheiden. Es sind diese Erfahrungen, die die Grundlage zur gesellschaftlichen Konstruktion des heiligen Kosmos bilden.<sup>7</sup>

Die verschiedenen Zeichenarten lassen sich nun durch die Art der Transzendenz bestimmen, die sie bewältigen helfen. So zeichnen sich Symbole dadurch aus, daß sie sich nicht auf die unmittelbare Umwelt beziehen, sondern auf eine andere Wirklichkeit, den Baum der Erkenntnis, die sieben Himmel oder die Vorhölle. Dagegen transzendieren Anzeichen die Erfahrung des Raumes, Merkzeichen die der Zeit. Zeichen schließlich überschreiten die konkrete Unmittelbarkeit der sozialen Begegnung, und Symbole schließlich die Transzendenz der alltäglichen Lebenswelt. Diese Theorie der (Erfahrungs-) Transzendenz bestimmt also sozusagen die Verweisungsdimension der Zeichen, die als Objektivationen fungieren. Dies geschieht, wie man betonen sollte, dezidiert aus der Perspektive der Handelnden bzw. Kommunizierenden und Erfahrenden. Zeichenhaftes bezieht sich auf – vom Handelnden aus gesehen – räumlich oder zeitlich Abwesendes (An- und Merkzeichen), auf Alter egos (Zeichen) oder auf andere Wirklichkeiten (Symbole). In der Zeichentheorie wird die Verweisungsdimension zudem mit dem Konventionalisierungsgrad der Objektivationen verbunden: Während sich die Verwendung von Anzeichen und Merkzeichen indexikal sind und sich danach unterscheidet, wer sie setzt und wer sie liest (wurde der Ast von einem Kundschafter abgebrochen oder von einem Reh?), ist der Bedeutungsgehalt von Zeichen abgelöst von der spezifischen Verwendungssituation: sie sind standardisiert und konventionalisiert.

Zeichenhafte Objektivierungen und Transzendenzen stellen die zwei Voraussetzungen dar für den Begriff der kommunikativen Handelns und der aus ihm hervorgehenden Kontexte, den ich hier vorstellen möchte. Dazu benötigen wir jedoch noch ein weiteres Element: der Handlungstheorie selbst. In diesem Rahmen möchte ich hier jedoch nicht die Grundlagen der Handlungstheorie erläutern.<sup>8</sup> Vor dem Hintergrund, dass es dabei um ein soziales Handeln geht, möchte ich mich darauf konzentrieren, was die besondere Form des kommunikativen Handelns auszeichnet. Dazu muß man den Blickwinkel etwas verschieben und beachten, daß die zeichenhaften Objektivierungen der verschiedenen Art nicht nur eine Verweisungsfunktion erfüllen; qua Objektiviertheit in einer gemeinsamen Umwelt dienen sie auch als Koordinationsmittel für die Handelnden. Mittels der Objektivationen stimmen die Handelnden aufeinander ab, was sie wann und wie tun – sie koordinieren also sowohl ihre Handlungszüge wie sie ihre Handlungsmotive miteinander synchronisieren. Genau dies: die wechselseitige Orientierung von Handlungen vermittels

<sup>7</sup> Dieser Ansatz wird aufgenommen und fortgeführt von Hans-Georg Soeffner. Vgl. z.B. Die Ordnung der Rituale. Frankfurt am Main 1992.

<sup>8</sup> Die wesentlichen Kategorien dieser Handlungstheorie sind in Schütz/ Luckmann 1984 und in Luckmann (1992) ausgeführt.

Objektivierungen zeichnet den Begriff des kommunikativen Handelns aus, der hier vorgeschlagen werden soll. Dieser Begriff des kommunikativen Handelns und seine noch zu erläuternden Aspekte werden am besten illustriert durch ein Beispiel, das Alfred Schütz (1964a, 14) gibt, nämlich die Abfolge von Frage und Antwort: „I ask you a question. The in-order-to motive of my act is only the expectation that you will understand my question, but also to get your answer; or more precisely, I reckon *that* you will answer, leaving undecided what the content of your answer may be. (...) The question, so we can say, is the because-motive of the answer, as the answer is the in-order-to motive of the question. (...) I myself had felt on innumerable occasions induced to react to another's act, which I had interpreted as a question addressed to me, with a kind of behaviour of which the in-order-to motive was my expectation that the Other, the questioner, might interpret my behaviour as an answer”.

Dieses unschuldig anmutende Zitat veranschaulicht mustergültig, was kommunikatives Handeln auszeichnet, indem es auf zwei seiner zentralen Aspekte hinweist: Zum einen macht es auf das Grundelement der Kommunikation aufmerksam, das Victor Turner als *Reflexivität* bezeichnet. Handlungen (auch Sprechhandlungen) tun nicht nur etwas – sie zeigen gleich mit auch an, was sie tun bzw. wie sie verstanden sein sollen. Die Antwort auf eine Frage ist eben nicht nur eine Antwort, sie zeigt auch an, worauf sie eine Antwort ist (und das muß nicht unbedingt, wie wir oft in Vorträgen erfahren, die Frage gewesen sein). Diese Reflexivität als eine Doppelstruktur kommunikativen Handelns tritt in vielerlei Gestalt auf, namentlich wenn es um die Analyse empirischer Kommunikationsvorgänge geht: Sie bildet den Grundpfeiler der Konversationsanalyse (Sacks u.a. 1974), von Goffmann (1981) wird sie als Rahmung bezeichnet, Soeffner (1992) spricht in diesem Zusammenhang von Inszenierungshinweisen, und Gumperz (1981) nennt sie Kontextualisierungsschlüssel.

Dieser letzte Begriff schneidet auch schon den zweiten Aspekt des kommunikativen Handelns an, auf den die folgenden Ausführungen aufbauen werden. Mit Kontextualisierung meint Gumperz, daß Kommunizierende sprachliche und nichtsprachliche Zeichen, also sogenannte Kontextualisierungsschlüssel, verwenden, mit denen sie anzeigen, was sie tun, argumentieren, debattieren, informieren usw. Dabei sind die Mittel, die dabei verwendet werden, immer indexikal für bestimmte Kommunikationsgemeinschaften (sie reichen von prosodischen, lexikalischen bis hin zu stilistischen und rhetorischen Merkmalen). Die Kontextualisierung hat jedoch nicht nur eine reflexive Dimension, auf die der Begriff der Kontextualisierungsschlüssel hinweist. Sie hat daneben auch eine generative Funktion: Sie werden ja nicht in einsamen, einseitigen Handlungen verwendet, sondern sind Teil wechselseitiger Handlungsverkettungen. Deswegen werden die Situationen, die durch sie angezeigt werden, eben nicht nur angezeigt, sondern handelnd immer schon aus realisiert und ratifiziert. Wechselseitig ratifizierte Kontextualisierungen erzeugen in diesem Sinne die Kontexte, die sie anzeigen.

Dieser zweite Aspekt der Kommunikation beschreibt damit die sozusagen transsubjektive Verschachtelung der kommunikativen Handlungen.<sup>9</sup> Als Grundlage für diese generative Leistung ist einmal die Reflexivität anzusehen, zum anderen aber die Wechselseitigkeit des kommunikativen Handelns, die Schütz im zitierten Fall so deutlich herausstellt: Ohne weiteres Hinzutun, ohne jede zusätzliche Erläuterung oder Übersetzung wird aus dem Um-zu-Motiv des Fragens ein Weil-Motiv des Antwortens.

Eine Voraussetzung dafür ist die von Schütz so genannte "Generalthese der Reziprozität der Perspektiven". Diese Reziprozität der Perspektiven gründet ihrerseits auf zwei

<sup>9</sup> Übrigens sollte man ausdrücklich darauf hinweisen, dass dies keineswegs Sprache voraussetzt. Im Anschluß an Goffman hat ja vor allen Dingen Adam Kendon (1991) gezeigt, wie Körperformationen solche Kontextualisierungen erzeugen können.

Idealisierungen. Zum einen auf der Idealisierung der Austauschbarkeit der Standorte: Daß ich in derselben Distanz zu den typisch gleich wahrgenommenen Dingen stehen würde wie mein Nachbar, wäre ich an seiner Stelle; dann wären die Dinge, die in seiner Reichweite sind, in meiner Reichweite. Zum zweiten ist die Unterstellung ähnlicher Relevanzen in die Reziprozität der Perspektiven eingebaut, wie er im Frage-Antwort-Beispiel zu tragen kommt. Damit das Umspringen vom Um-zu- zum Weil-Motiv möglich ist, bedarf es dessen, was Cooley den Spiegelungs- ("looking glass"-) Effekt nennt. Der "looking glass effect" umfaßt nach Cooley (1967) jenen vor allem in der frühkindlichen Sozialisation sehr anschaulich beobachtbaren Vorgang, bei dem das Kind sein eigenes Handeln durch die Augen der anderen, also etwa der Mutter, zu sehen lernt. Im Unterschied zu Meads (1978) "taking the role of the other" bezieht sich dieser Effekt allein auf die Beobachtung des eigenen Tuns durch die Reaktion von Alter ego. Denn sieht man von körperlichen Funktionen ab, hat das Individuum von sich und seinem Körper nur bedingte Wahrnehmungen. Ihm ist die unmittelbare Erfahrung einer strukturierten und sich wandelnden Umwelt gegeben, zu der wesentlich auch die anderen gehören. Ihre Körper werden wahrgenommen als Ausdrucksfelder von Gefühlen, Stimmungen, Absichten und Zielen, die das eigene Handeln gewissermaßen spiegelbildlich reflektieren. Dies bildet auch eine wesentliche Voraussetzung der Kommunikation.

Dieser leiblich vermittelte Vorgang bildet dann die Basis für den von Mead (1978) beschriebenen einfachen Handlungsdialog: Bin ich mir erst einmal durch Spiegelung im klaren, daß meine Mundbewegung und das Lächeln von Alter ego in einem Zusammenhang stehen, dann können sich Sequenzen von Handlungen ausbilden.<sup>10</sup>

Die hier genannten Prozesse der Wechselseitigkeit liegen nicht nur jeder Interaktion und jedem kommunikativen Handeln zugrunde; sie bilden auch die Grundlage der Kontextualisierung. Bildlich könnte man sie sich wie einen Verteiler vorstellen, der die Verweisungshorizonte der Objektivierungen zwischen den Beteiligten abstimmt und so anpaßt, daß ein gemeinsamer Horizont entsteht, den wir Kontext nennen können. Sie ist aber auch deswegen eine Grundlage der Kontextualisierung, weil sie, in Gestalt wirkend hervorgebrachter Objektivierungen, tatsächlich auch ein Handlungsgeflecht bildet, das gleichsam die materiale Grundlage für Kontexte bildet.

### **3. Die drei Horizonte der Kontextualisierung**

Stellt nun jede Situation wechselseitigen Handelns einen eigenen Kontext her? Sind also die kulturellen Kontexte lediglich ephemere Gebilde, die quasi mit der Flüchtigkeit des Handelns vergehen? Um diese Frage anzugehen, dürfte eine Unterscheidung von drei verschiedenen Formen kommunikativen Kontexten hilfreich sein, die ich auf der Grundlage der angeführten Unterscheidung von Zeichen und Transzendenzen treffen möchte. Sie nimmt Schütz' und Luckmanns Unterscheidung verschiedener Formen sozialen Handelns auf. Schütz und Luckmann sprechen von unmittelbarem sozialen Handeln, wenn die Handelnden sich in gemeinsamer Gegenwart befinden und von mittelbaren sozialen Handlungen, wenn der Adressat der Handlung abwesend ist und die Handlung in die sekundäre Manipulationssphäre reicht. Nun kann man, ergänzend dazu, die verschiedenen Ebenen der Transzendenz ja nicht nur als Verweisungshorizonte sehen, an denen sich Erfahrungen orientieren; da Handeln ja selbst nur als eine besondere Form der Erfahrung betrachtet werden kann, können die Stufen der Transzendenz ihrerseits dazu dienen, verschiedene Dimensionen von Handlungen zu unterscheiden. Und da diese Verweise schließlich durch Zeichen kommuniziert werden, sollten diese Verweisungshorizonte eben in besonderer Weise auf kommunikative

<sup>10</sup> Nach wie vor sind diese Mechanismen auch dienlich, die unscharfen Begriffe der Interaktion, wie sie in der Technikforschung verwendet werden, genauer zu fassen und vieles in der Diskussion um „Mensch-Maschine-Interaktionen“ zu korrigieren.



Handlungen zutreffen. Vor diesem – zugegebenermaßen: abstrakt konstruierten – Hintergrund können denn auch verschiedene Horizonte der Kontextualisierung unterschieden werden:

- (a) die unmittelbare Wir-Beziehung der je aktuellen Face-to-face-Interaktion – in etwa also das, was man mit Goffmann (1994) die Interaktionsordnung nennen könnte. Ich werde dies als unmittelbare Kontexte bezeichnen. Hier interagieren die Handelnden mit der Fülle der körperlichen Ausdrucksformen und erleben eine intensive Verschränkung der Motive und eine dichte Koordination der Handlungsvollzüge. Dies muß unterschieden werden von
- (b) der Welt in potentieller Reichweite, auf die wir durch technisch vermittelte (oder symbolisch anonymisierte) Weise handeln, also die mittelbaren Kontexte. Schließlich
- (c) können Handelnde auf soziale Kollektive (Staat, Gesellschaft, Kirche) vermöge von Symbolen handeln – und auch eine entsprechend symbolische Antwort erwarten. Diese die aktuelle und potentielle Reichweite des Handelnden überschreitende Dimension gehört zu den gesellschaftlichen Kontexten.

Diese verschiedenen Horizonte der Kontextualisierung bilden eine theoretische Konstruktion, die auf der Basis von Handlungstypen, Arten der Transzendenz und Form der Objektivierung gebildet werden. Ich möchte die „Architektur“ dieser Konstruktion“ schematisch veranschaulichen:

<b>Form der Objektivierung</b>	<b>Art der Transzendenz</b>	<b>Handlungstyp</b>	<b>Kontexthorizont</b>
Anzeichen/ Merkzeichen	Kleine Transzendenz	Unmittelbares kommunikatives Handeln	Unmittelbare Kontexte (Gattungen, Situationen, Veranstaltungen)
Zeichen	Mittlere Transzendenz	Mittelbares kommunikatives Handeln Sekundäre Wirkzone/ Anonymisierung	Mittelbare Kontexte (Medienkultur, Netzwerke, Szenen, Milieus)
Symbol	Große Transzendenz		Gesellschaftliche Kontexte

Weil es sich bei diesen drei Horizonten der Kontextualisierung um eine zunächst nur abstrakte Konstruktion handelt, die sozusagen aus der Kontingenz der präferierten Theorien schöpft, gibt es wenig Grund zur Annahme, daß die empirische Wirklichkeit sich mit einem solchen Schematismus erfassen lassen sollte. Allerdings möchte ich einräumen, daß der Grund für die dafür nötigen theoretischen Überlegungen in empirischen Untersuchungen zu finden ist, die zumindest Exempel für die jeweiligen Kontexte zu liefern in der Lage sind. Ich habe selbst eine Reihe solcher Exempel vorgestellt (Knoblauch 1995). Diese empirischen Exempel lassen sich in einem Aufsatz nicht darstellen. Deswegen möchte ich mich hier auf die analytischen Begriffe konzentrieren, die auf der Grundlage dieser empirischen Exempel gebildet und die, aus der Perspektive der abstrakten Konstrukte, als Ausprägungen der verschiedenen Kontexte und ihrer spezifischen Horizonte angesehen werden können.

Es muß auch betont werden, daß es bei den Kontexten jeweils immer um im Handeln erzeugte Kontextualisierungen geht. Kontexte dürfen also nicht als etwas behandelt werden, was den kommunikativen Handlungen sozusagen von außen zukommt (vgl. dazu Duranti und Goodwin 1992). Der Begriff des Kontextes ist deswegen lediglich ein Kürzel, das allerdings auch deswegen nützlich ist, weil er die Verwechslung des Prozesses der Kontextualisierung mit den dabei eingesetzten Mitteln vermeiden hilft. Eine dritte Bemerkung sei der kurzen Skizze der drei Kontextualisierungshorizonte vorangestellt: Es handelt sich hier keineswegs um monolithische Blöcke, die feinsäuberlich getrennt werden könnten. Das Handeln ist selten eine logische Angelegenheit, und die Verweisungshorizonte gehen darin in der Regel durcheinander. Dennoch werden in Handlungen manche Verweisungen hervorgehoben – die Grenzen werden also von den Handelnden selbst gezogen (und sind dank der Reflexivität auch erkennbar). Einmal soll eine Kommunikation religiös sein oder politisch, im anderen Falle stellen die Beteiligten heraus, daß sie als von äußeren Bedeutungen unbeeinflusste Interaktionspartner ins Spiel gehen (etwa bei Spielen oder beim Schlangestehen).

Dieser letzte Fall trifft auf die *unmittelbaren Kontexte* zu, ein Horizont, der vielleicht am treffendsten von Goffman (1994) als „Interaktionsordnung“ bezeichnet wird. In seiner „reinsten“ Form zeichnet er sich durch die systematische Ausblendung anderer Verweisungshorizonte aus. Die Handelnden befinden sich dabei in unmittelbarer Reichweite, um mit Schütz (und Mead) zu reden: in der primären Wirkzone. Dies ist deswegen von Bedeutung, weil hier die breiteste Vielfalt körperlicher Kommunikation (und vor allem von nicht-zeichenhaften Objektivierungen) zum Tragen kommt. In der unmittelbaren Kommunikation findet denn auch die Wechselseitigkeit ihren deutlichsten Ausdruck, nehmen wir doch am multimodalen, sozusagen „polythetischen“ Aufbau von Bedeutungen recht unmittelbar teil.

Entsprechend elementar sind die Kontexte, die hier erzeugt werden: Die *soziale Situation*, wie sie von Goffman (1972) beschrieben wird, zählt zweifellos dazu, bei der sich mindestens zwei Handelnde in gegenseitiger Anwesenheit befinden. Soziale Situationen müssen keineswegs fokussiert sein. Wie Goffman gezeigt hat, bildet sich Kontext auch in einem Fahrstuhl zwischen Anonymen aus. Die Struktur eines gemeinsamen Kontextes entsteht aber vor allem mit zugewandter Aufmerksamkeit. Schütz' Frage und Antwort ist eines der einfachsten Beispiele. Formen dialogischer Kommunikation, wie sie von der Konversationsanalyse beschrieben wurden, bieten dafür eine Vielfalt an Möglichkeiten. Typischerweise bedienen wir uns dabei besonders strukturierter Gebilde, die einen Anfang, eine Mitte, einen Schluß oder andere Formen aufweisen, die eine wechselseitige Koordination und eine gemeinsame Orientierung erleichtern. Deswegen sind es nonverbale *Skripts* und umfassende *kommunikative Muster und Gattungen*, mit denen die besonderen gemeinsamen Situationen erzeugt werden (vgl. dazu Günthner und Knoblauch 1995). Solche kommunikative Gattungen, wie Sprichwörter, Argumente, Geschichten bilden sich eben nicht nur in kommunikativen Handlungen aus, sie bilden auch zugleich einen „Raum“ für diese Handlungen.

Im Laufe unmittelbarer Kommunikation können auch längerfristige Kontexte geschaffen werden, die aus verbalen, nonverbalen und szenisch-gegenständlichen Elementen bestehen. Solche Kontexte bilden etwa *kommunikative Veranstaltungen*, wie etwa gemeinsame Abendessen, ärztliche Visiten (Heath 1986) oder Verkaufsveranstaltungen (Knoblauch 1987). Zur Kontextualisierung dienen hier auch Raumanordnungen, die Gliederung des gemeinsamen Raumes und natürlich die zeitlichen Abfolgen, in denen die einzelnen Handlungen erfolgen. Eine besondere Art der Veranstaltung muß dabei hervorgehoben werden, die sich durch einen durchgehaltenen gemeinsamen Fokus auszeichnen, der sich meist durch eine Trennung von Akteur und Publikum auszeichnet.

In der Kulturanthropologie ist dabei von Performances die Rede (Bauman 1990). Ich würde von *Vorführungen* reden.

Bei allen Unterschieden zwischen diesen Kontexten und ihrer inhaltlichen Ausgestaltung, haben sie doch gemeinsam, daß sie von verschiedenen Handelnden kommunikativ erzeugt werden und daß sie zum Bereich der Face-to-face-Interaktion gehören. Im Falle der unmittelbaren Kontexte haben wir es deswegen mit sozusagen mikroskopischen Strukturen kurzer kommunikativer Phasen zu tun, wie etwa kommunikative Gattungen; typische Kontexte unmittelbarer Kommunikation sind auch zweifellos soziale Situationen im Goffmannschen Sinne, soziale Veranstaltungen und Vorführungen, wie sie von Goffmann als Events bezeichnet wurden. Alle diese Strukturen zeichnen sich auch dadurch aus, daß sie – sowohl hinsichtlich der Modalitäten der Kommunikation wie hinsichtlich ihrer interaktiven Zeitstruktur – „polythetisch“ konstruiert sind.<sup>11</sup>

Dies gilt nicht mehr für die *mittelbaren Kontexte*. Bei der Betrachtung mittelbarer Kontexte sollte man beachten daß sich Interaktionen keineswegs auf den Bereich von Angesicht zu Angesicht beschränkt.<sup>12</sup> Sie zeichnen sich weniger durch Anwesenheit als durch Wechselseitigkeit aus – ein Merkmal, das wir durchaus auch beim mittelbaren Handeln finden.

Mittelbares Handeln bezeichnet für Schütz solche Handlungen, die über die Zeit oder den Raum vermittelt sind. Im Grunde handelt es sich hier also um eine negative Abgrenzung zu den unmittelbaren Kontexten: sie bauen nicht mehr auf leiblicher Kopräsenz auf. Mittelbare Kommunikation bezieht deswegen häufig die Nutzung von Technologien ein, die eine Überschreitung der primären Wirkzone erlauben. Diese Technologien sind keineswegs der Kommunikation äußerlich, sondern bleiben integrierter Bestandteil des kommunikativen Handelns. In diesem Sinne können wir sie auch als Medien bezeichnen.<sup>13</sup>

Mit der *Vermitteltheit* ist jedoch eine typische Standardisierung der Zeichen verbunden, die mittelbare Kommunikation auszeichnet. Das gilt schon für die klassischen Medien der vermittelten Kommunikation: Liebesbriefe, Kriegserklärungen oder Bestellscheine sind zwar individuell unterschiedlich, orientieren sich aber an einem typischen Schema, das die Koordination der zeitlich und räumlich dissoziierten Kommunikationsteilnehmer ermöglicht. Auch hier spielen kommunikative Muster und Gattungen eine tragende Rolle, und zwar nicht nur mit Blick auf die klassischen Massenmedien, sondern ebenso bei den neueren interaktiven Medien: Nachrichten auf Anrufbeantwortern, Homepages oder Emails sind auf der Ebene ihrer Bestandteile, ich ihren formalen Bestandteile bishin zu den Gebrauchsregeln („Netiquette“) konventionalisiert. An der Stelle von utopischen Hoffnungen auf kommunikative Rationalität, wie sie Habermas (1981) oder Münch (1992) mit der Ausbreitung der Kommunikation verknüpfen, könnte man hier auch von einer sekundären Traditionalisierung der Kommunikation reden: da sie in wachsendem Umfang Handelnde fordert, muß Kommunikation „insitutionalisiert“ werden.

---

<sup>11</sup> Polythetisch Handlungen sind Handlungszusammenhänge aus verschiedenen Schritten und Modalitäten, die insbesondere in spontanen Dialogen nur Schritt für Schritt entworfen werden können. Je häufiger wir diese Handlung vollziehen, um so mehr explizit entworfene Handlungsschritte können allerdings sedimentiert werden. Als Ergebnis des Sedimentierungsprozesses (der ja seinerseits wieder Typisierungen voraussetzt) können wir auf zahlreiche, polythetische (einzeln und explizit entworfene) Handlungsschritte dann sozusagen monothetisch ('en bloc' und automatisch) zugreifen.

<sup>12</sup> Daß Interaktion auf Wahrnehmung beruhen müsse, ist eine sehr eigenartige Verkürzung der Systemtheorie (vgl. Kieserling 1999), die schon auf Goffmans Interaktionsanalyse (z.B. Goffman 1981) nicht zutrifft.

<sup>13</sup> Der Begriff der Medien ist hier unmittelbar an die Kommunikationsabläufe gebunden. Im systemtheoretischen Sinne wird hier von Verbreitungsmedien gesprochen (vgl. z.B. Luhmann 1997). Eine darüber hinausgehende Verwendung des Medienbegriffs für thematisch spezifische Kommunikationen („Liebe“) halte ich für begrifflich unangemessen, da sie kommunikative Vorgänge auf unterschiedlichen Ebenen vergleicht.

Mittelbare Kommunikation zeichnet sich durch ein weiteres Moment aus. Weil das kommunikative Handeln darin nur „modo subiunctivi“ entworfen werden kann, neigt sie zu einer gewissen, im Bereich der Massenkommunikation (auf die ich weiter unten eingehen werde) sogar systematischen Anonymisierung der Kommunikation – die ihrerseits die Traditionalisierung der Mittel noch beschleunigt. Die Traditionalisierung wird nur durchbrochen durch den Zwang zur Innovation, der zum einen entsteht, um Aufmerksamkeit in der Kommunikation zu sichern. Zum anderen ist dieses (beschränkte) Durchbrechen der Konventionalisierung den Marktmechanismen geschuldet, die es erfordern, immer Neues abzusetzen (und dafür Aufmerksamkeit zu gewinnen). Dabei sollte beachtet werden, daß Kommunikation nicht nur dem Markt dient, sondern selbst als Teil des Marktes angesehen werden kann.

Deswegen wird der Entwurf marktrelevanter kommunikativer Handlungen auch zunehmend einem methodischen Kalkül unterworfen. Ein Werbeplakat wendet sich an eine große anonyme Menge von Adressaten, die durch „Fokusgruppeninterviews“, „Zielgruppentypologien“ oder andere Instrumente erfaßt werden sollen. Auch das Fernsehen bildet einen kommunikativen Kontext, bei dem allerdings die beteiligten Handelnden sozusagen dissoziiert sind.

Mittelbare Kontexte variieren deswegen nach dem Grad an Interaktivität, also der Möglichkeit, eine reziproke Beziehung zwischen den Beteiligten aufzubauen. Diese Möglichkeit ist wesentlich von den technologischen Möglichkeiten bestimmt, die das kommunikative Handeln prägen. Tatsächlich tragen die neuen technischen Medien der Kommunikation zwar dazu bei, den Bereich der mittelbaren Kommunikation auszuweiten – ein Bereich, der schon bislang im wesentlichen mit verschiedenen Formen von Objektivierungen aufrechterhalten wird.

Die technologische Erzeugung mittelbarer Kontexte läßt sich durch die Art der Interaktion charakterisieren, die von den Technologien ermöglicht wird. Vor diesem Hintergrund unterscheiden sich die sozialen Ereignisse, die das Fernsehen schafft (besondere TV-Shows, Sportveranstaltungen, Katastrophen) von den Kontexten, die in interaktiven Netzwerken geschaffen werden. Ist es hier häufiger die wenig partizipative *Medienkultur* (Crane 1992), so sind es bei den interaktiven Medien ausgeprägter *soziale Netzwerke*, die diese Kontexte charakterisieren. (Mittlerweile ist sogar von einer eigenständigen, Technologie-unterstützten „Interaktivität“ die Rede, die zwischen Handelnden und den sich verselbständigenden Geräten entstehen soll, mit denen die Handelnden umgehen. Auch wenn diese Annahme strittig ist, kann man sagen, daß eine solche Interaktivität würde natürlich einen eigenen mittelbaren Kontext ausbilden würde, wie sie etwa durch die Actor-Network-Theorie beschrieben wird. Vgl. dazu Braun-Thürmann 2002.)

Es trifft zwar zu, daß die technisch vermittelte (also „mediale“) Kommunikation in aller Regel weitaus weniger vielfältig die Sinne anspricht als die vermeintlich wenig bedeutendere unmittelbare Kommunikation, die nach wie vor onto- wie phylogenetisch das Muster von Kommunikation vorgibt. Dennoch sollte aber nicht das Klischee einer zunehmenden Entsinnlichung gepflegt werden. Gerade im Vergleich mit den traditionell auf Sprachzeichen basierenden Trägermedien herkömmlicher Hochkulturen zeichnen sich ja die neueren elektronischen Medien dadurch aus, daß sie den Akt der mittelbaren Kommunikation in (wenn auch auf einzelne „Kanäle“ beschränkte) sinnliche Form fassen: Sei es akustisch, visuell und audiovisuell. Vor allem durch die vergrößerten Möglichkeit zur Interaktion vergrößern sie auch die Chancen für die Ausbildung einer ausgeprägten Reziprozität. Damit vergrößert sich auch die Möglichkeit zur Konstruktion eigener Kontexte, die naturgemäß an die Art der technisch vermittelten Kommunikation geknüpft sind: Videocliquen und Soap-Opera-Fanclubs zählen ebenso hierzu wie Chatrooms und andere Ausdrucksformen der Medienkultur.

Es gibt jedoch auch einen zweiten Aspekt der Mittelbarkeit, auf den ebenfalls Schütz (1974: 253ff) hingewiesen hat: Mittels hochgradig anonymisierter Zeichen kann nämlich die „Wir-Beziehung“ der unmittelbaren Interaktion in eine „Ihr-Beziehung“ transformiert werden kann. *Anonymisierung* ist also ein zweites Merkmal mittelbarer Kontexte. Hier wird die Kommunikation, selbst wenn sie von Angesicht zu Angesicht stattfindet, vermittelt durch anonyme Zeichen und Embleme und entsprechend aufgrund anonymer Typisierungen vollzogen. Diese Form der Kommunikation ist aus der Analyse formaler sozialer Rollen (Bankangestellte am Schalter, Postbeamte) bekannt, und darauf spielt auch Schütz an. Dabei sollte beachtet werden, daß diese Rollen in der Regel Bestandteile *formaler Organisationen*, die mustergültige Beispiele mittelbarer Kontexte darstellen. Es ist zweifellos ein Verdienst der neueren Systemtheorie, gezeigt zu haben, wie sich die Spezifik formaler Organisationen dadurch auszeichnen, daß gerade die Kommunikation in ihnen anonymisierbaren Mustern folgen. (Anonymisierbar bezieht sich auch hier im wesentlichen auf die Beobachterperspektive, die von der Systemtheorie ja eingenommen wird; aus der Sicht der Handelnden haben wir es auch bei Organisationen mit einem sinnhaften Kosmos zu tun, der durch kommunikatives Handeln gefüllt wird.) Die Kommunikation in einzelnen Organisationen zeichnet sich deswegen durch eigene Merkmale aus, die geeignet sind, die Spezifik der Organisation zu reproduzieren. In der Regel geschieht dies vor dem Hintergrund einer dichten Kommunikation mit anderen Organisationen bzw. deren Mitgliedern (als Vertreter der Organisation), so daß die entsprechenden Kontexte als *Arenen* zu charakterisieren sind, die formal oder informell im Rahmen einer Organisation betriebene organisationale Felder beschrieben werden können.<sup>14</sup> Es sollte aber betont werden, daß es sich bei dieser organisationalen Kommunikation nicht nur um ausdrückliche „Entscheidungen“ handelt: körpergebundene Formen der Kommunikation impliziten Wissens sind hier ebenso bedeutsam wie narrative Gestaltungen der Wissensvermittlung (vgl. Heath u.a. 1995).

Wie Sennett (1986) zeigt, ist die Anonymität der Kommunikation jedoch auch ein Merkmal der modernen Öffentlichkeit (und hat auf diese Weise zur Entstehung sozialer Rollen geführt). ist jedoch auch ein Merkmal der öffentlichen Selbstdarstellung. Im Zuge der Aufweichung ständischer Bezüge, traditioneller sozialmoralischer Milieus und industriegesellschaftlicher Klassenstrukturen sind inszenatorische Darstellungen deswegen eine bedeutender werdende Form der mittelbaren Kommunikation (vgl. Soeffner 1992). Standardisierte Embleme und Symbole bilden den Hintergrund für die Ausformung anonymer *Szenen*, in denen die Akteure sich zwar von Angesicht zu Angesicht begegnen. Diese Begegnungen finden jedoch dank der inszenierten Zugehörigkeit und der milieubedingten Ausstattung in den jeweils besonderen Szenen statt, und sie bedienen sich jedenfalls zum Teil eines standardisierten Kommunikationsrepertoires (Schulze 1992).

Mittelbare Kontexte können anonym oder über technologisch vermittelte Kommunikation hergestellt sein (für die meisten der erwähnten Kontextausprägungen trifft beides zu). Im Prinzip jedoch bauen sie auf der Wechselseitigkeit auf – wie passiv die Kommunikationspartner auch immer vorgestellt werden müssen. Dieses Merkmal muß für die letzte Verweisungsdimension von Kontexten eingeschränkt werden: *Gesellschaftliche Kontexte*. Wir denken hier gern an den Begriff der Gesellschaft selbst, an die Werteordnung, vielleicht auch an transzendente Mächte. Bei manchen Formen der Kommunikation kann auch „der Staat“ oder „das Volk“, gegebenenfalls können sogar individuelle Repräsentanten („Kaiser“, „Papst“) diese Kategorie besetzen. Definitivisch zeichnen sich gesellschaftliche Kontexte dadurch aus, daß sie nur noch mit Symbolen

---

<sup>14</sup> Organisationale Felder nennt Giddens die Sets an Organisationen, deren Akteure ein Feld durch ihre Interaktionen konstituieren.

adressiert werden können.<sup>15</sup> Das bedeutet keineswegs, daß sie einen besonderen ontologischen Status hätten. Wie unmittelbare und mittelbare Kontexte bestehen auch gesellschaftliche Kontexte lediglich aus mittelbaren und unmittelbaren Formen kommunikativer Handlungen. Im Unterschied zu diesen Kontexten beziehen sie sich aber auf eine Wirklichkeit, die selbst nicht mehr „antworten“ kann, weil sie als das Gesamt von Antworten, als Gegenüber der Kommunikation oder als das Andere jeder Kommunikation gefaßt wird. (Hier gibt es noch weitere historisch durchaus realisierten Möglichkeiten.) Daß wir dennoch von einem kommunikativen Kontext reden, hängt einfach damit zusammen, daß sie sozusagen einseitig adressiert werden und damit in eigene Formen gebracht werden. Das bedeutet, daß gesellschaftliche Kontexte gerade in kommunikativen Handlungen „repräsentiert“ werden können. Dabei kann es sich z.B. durchaus um Wahlen handeln, wie Habermas (1992) vorschlägt. Sofern es sich bei den Wahlen jedoch um eine Form der Interaktion handelt, bilden diese lediglich einen mittelbaren Kontext.<sup>16</sup> Von einem gesellschaftlichen Kontext reden wir erst dann, wenn das, was gewählt wird, nicht als selbst kommunizierend angesehen wird, sondern als repräsentierend (und als repräsentierend kommuniziert; vgl. dazu Soeffner 1990). Gesellschaftliche Kontexte werden aber auch in einer Reihe besonderer und zu diesem Zweck geschaffener Formen von Kommunikation repräsentiert, die von politischen Zeremonien bei Staatsbegräbnissen bishin zu religiösen Liturgien reichen. Die Rolle religiöser Formen der Kommunikation ist hier nicht zufällig erwähnenswert. Denn die gesellschaftlichen Kontexte beschränken sich beileibe nicht auf die Legitimation des politischen Systems (das religiös oder zivilreligiös abgestützt wird). Sie sollen ja als Grundlegung und Sinnggebung für alle jene Formen der Kommunikation dienen, die unmittelbar oder mittelbar stattfinden. Die Religion erfüllt dafür – als kommunikative Form des Umgangs mit den großen Transzendenz – herkömmlich eine wichtige Funktion, doch können auch Sportereignisse, Kriege oder (rituell behandelte) Katastrophen gesellschaftliche Kontexte bilden – und zwar nicht nur als Thema von Kommunikation, sondern als gesellschaftsweite Verflechtung der Kommunizierenden. Gerade deswegen sollte man beachten, daß der Anspruch auf diese Formen der Kommunikation, der Anspruch auf die entsprechende Expertise wie die (auch technischen) Mittel zu ihrer Durchführung Grundlage der Legitimation sozialer Systeme sind und unmittelbar von den gesellschaftlichen Machtverhältnissen abhängen (und entsprechend konfliktiv sind). Was als gesellschaftlicher Kontext fungiert, wird von einem Zusammenspiel verschiedener institutioneller Bereiche (Gewerkschaften, Parteien, Kirchen etc.) erzeugt, in denen sozusagen mehrere Arenen miteinander verkoppelt werden. Das, was zwischen diesen Arenen kommunikativ erzeugt wird, kann dann als *Diskurs* bezeichnet werden. Die Beteiligungen der verschiedenen Akteure dieser Arena verändern sich zwar, doch zeichnen sich besondere Gesellschaften dadurch aus, welche Institutionsbereiche bei welchem Diskurs zusammenspielen. Um diese verschiedenen Aspekte gesellschaftlicher Kommunikation zu erfassen, hat Thomas Luckmann (1986) den Begriff des *kommunikativen Haushalts* vorgeschlagen. Der kommunikative Haushalt umfaßt die gesellschaftlich relevanten (und entsprechend standardisierten) Formen der Kommunikation und er zeigt die Differenzen der

<sup>15</sup> Schütz (1962a:353) definiert diese Wirklichkeiten deswegen also symbolisch: “Social collectivities and institutionalized relations, however, are (...) constructs of common-sense thinking (...). For this very reason, we can apprehend them only symbolically; but the symbols appresenting them themselves pertain to the paramount reality and motivate our actions within it”.

<sup>16</sup> Habermas schlägt vor, daß die Staatsbürgerschaft dann entsteht, wenn die *citoyens* die Möglichkeit haben, auf einer wechselseitigen Grundlage kommunikativ zu interagieren, also z.B. zu wählen. Indem er jedoch unterstellt, daß diese Art der Wechselseitigkeit etwa für die Europäische Union in Zukunft erst hergestellt werden soll, räumt er auch ein, daß wir es hier noch mit einer “symbolischen Wirklichkeit” zu tun haben.

Kommunikation zwischen Milieus, Organisationen und Arenen auf. Ohne daß Luckmann dies ausdrücklich erwähnt, kann man den Diskurs als sozusagen dynamischen Aspekt dessen ansehen, was im kommunikativen Haushalt gleichsam statisch und buchhalterisch vorhanden ist. Wie bei den anderen Elementen des kommunikativen Haushaltes verdient auch und gerade beim Diskurs die institutionelle Grundlage eine entscheidende Rolle, also die erwähnten Ausprägungen der Arenen auf der einen Seite und die Verfügung über die (technologischen und institutionellen) Mittel der Kommunikation – Merkmale die zweifellos noch der genaueren Untersuchung harren.

#### **4. Kommunikationskultur und interkulturelle Kommunikation**

Diese grobe Zusammenfassung der Theorie der kommunikativen Konstruktion führt eine große Zahl von Begriffen ein, die hier nur ansatzweise erläutert werden konnten. Auf der Grundlage von Schütz' Theorie habe ich dabei vor allen Dingen drei verschiedene „kommunikative Umwelten“ unterscheiden, was ich als Kommunikationskultur bezeichnen möchte. Der Kern meines Argumentes besteht darin, daß Kontexte in und durch kommunikative Handlungen geschaffen werden, ja daß die Struktur kommunikativen Handelns notwendig Kontexte schafft. Die Dreiteilung ist dabei lediglich der theoretischen Architektur verdankt, die vor allem auf den Zusammenhang zwischen Handlungsformen und objektiverer Verweisungsdimension abzielt. Dennoch sollte nicht übersehen werden, daß es sich dabei um eine sehr „künstlich“ analytische Typologie handelt, die empirisch-klassifikatorisch durch allgemeine soziologische Ausprägungen von Kontexten (von sozialen Situationen bis zu gesellschaftlichen Diskursen) illustriert werden sollte. Doch auch hier handelt es sich eben um eine grobe Klassifikation, mit der eine Unzahl verschiedener empirischer Kontexte geordnet und vor allen Dingen der analytischen Typologie zugeordnet werden sollte. Empirisch – und Kommunikation ist nur, sofern sie empirisch beobachtbar ist – werden die vielfältigsten Kontexte erzeugt, die hier in ihrer Vielfalt nicht dargestellt werden können. Stattdessen möchte ich abschließend zur Frage zurückkehren, was denn Kontexte interkultureller Kommunikation auszeichnet?

Eine Folge der theoretischen Vorstellungen, die ich hier skizziert habe, betrifft den Begriff der Kultur insgesamt.<sup>17</sup> Anstatt Kultur als etwas Abgeschlossenes oder Eingegrenztes zu betrachten, das von der interkulturellen Kommunikation überschritten wird, führt der Begriff der Kommunikationskultur auf die Vielfalt dessen, was wir als Kultur bezeichnen.<sup>18</sup> Weil und sofern diese Kontexte handelnd erzeugt werden, schließt der Begriff der Kommunikationskultur natürlich die subjektiven Wissensbestände mit ein, die in die Durchführung der einzelnen Handlungen eingehen. Interkulturelle Kommunikation ist in diesem Sinne dann als eine besondere Form der Kontextualisierung von Kommunikation anzusehen, die spezifische, gesellschaftlich institutionalisierte Formen ausbildet. Tatsächlich kennen wir ja aus nahezu allen Gesellschaften irgendeine Form des Kontaktes zwischen verschiedenen Kulturen. Eigenartigerweise wurden diese Formen selbst nicht als Teil der jeweiligen Kultur angesehen, obwohl die Kommunikation mit

---

<sup>17</sup> Freilich könnte man gerade mit Blick auf das kommunikative Handeln, das von Grund auf eine wechselseitige Struktur aufweist, auch behaupten, daß es in ebenso starkem Maße sozialstrukturelle Folgen hat, so daß man demzufolge auch von einer „Kommunikationsgesellschaft“ reden könnte. In der Tat möchte ich die Auffassung vertreten, daß die Differenz zwischen „Sozialstruktur“ und „Kultur“ durch die Bedeutungszunahme der Kommunikation eingeebnet wird. Weil der Begriff der „Kommunikationsgesellschaft“ schon in einem Sinne besetzt ist, der sich kaum mit dem hier vorgestellten Konzept überschneidet (vgl. Münch 1991), kann ich deswegen mit gutem Grund den sozusagen gleichgewichtigen Begriff der „Kommunikationskultur“ heranziehen.

<sup>18</sup> Wie Williams (1958) gezeigt hat, kann „Kultur“ durchaus auch als konservative Ethnokategorie fungieren, ja sogar einen gesellschaftlichen Kontext ausbilden, wie dies in der deutschen Geschichte (in Abgrenzung zur „Zivilisation“) geschehen ist.

Mitgliedern „anderer“ Kulturen ja zur kommunikativen Kompetenz der meisten Gesellschaftsmitglieder zählt.<sup>19</sup> Die Frage, ob es sich dabei um die „richtigen“ Formen handelt, wie häufig im Zusammenhang mit der interkulturellen Kommunikation diskutiert, ist entweder normativ oder sie grenzt genau diese Situationen aus der eigenen Kultur aus. Inter“kulturelle“ Situationen sind also Teil zumindest einer jeden modernen Kultur. Man kann nun einwenden, daß der Begriff des Interkulturellen auf diese Weise eigentlich nur verschoben werde, ohne selbst genauer angesprochen worden zu sein: Auch wenn wir die Kontexte in einer Kultur finden, die als „interkulturell“ gelten, müssen wir uns doch fragen, was denn eine solche Kommunikation charakterisiert. Dazu können wir einen weiteren Schluß aus der vorgestellten Konzeption ziehen: *Wenn kommunikative Handlungen Kontexte erzeugen, die Kultur bilden, dann muß interkulturelle Kommunikation eine Form der Dekontextualisierung auf der einen Seite und der Rekontextualisierung auf der anderen Seite sein.* Interkulturelle Kommunikation in diesem Sinne ließe sich dann als eine Form der Dekontextualisierung von in bestimmten Situationen, Milieus und Institutionen eingespielten Formen kommunikativen Handelns verstehen, die in anderen Situationen, Milieus und Institutionen rekontextualisiert werden. Wie aber schon erwähnt, beschränkt sich diese Dekontextualisierung und Rekontextualisierung keineswegs auf die klassischen Felder der interkulturellen Kommunikation, also der Begegnung von Mitgliedern unterschiedlicher Gesellschaften mit unterschiedlichen Kulturen. *Interkulturelle Kommunikation ist vielmehr zu einem durchgängigen Merkmal der modernen Gesellschaft geworden.* Der Unterschied also zu „intrakultureller“ Kommunikation ist dort hinfällig, wo sich Kultur am Vermögen bemißt, spezifische Kontexte miterzeugen zu können und andere – angesichts der Vielfalt der Kontexte – nicht zu kennen und nicht erzeugen zu können. Die Vielgestalt der empirischen Ausprägungen kultureller Kontexte konnte hier ja nicht einmal angeschnitten werden. Schon die empirisch-analytischen Skizze deutet aber an, wie vielfältig und unterschiedlich kommunikative Kontexte sind. Diese Pluralität bedeutet aber, daß wir in „einer Kultur“ (hier im Sinne eines gesellschaftlichen Kontexts) eine so große Differenzierung von Kontexten finden, daß man davon ausgehen muß, daß die Mitglieder einer Kultur selbst mit dem Problem zu tun haben, „interkulturelle Kontexte“ zu meistern. Man könnte natürlich vermuten, daß sie dazu eine „gemeinsame“ Grundausstattung besitzen, wie etwa die der geteilten Sprache. Allerdings handelt es sich dabei auch um eine Romantisierung. Um ein etwas klischeehaftes Beispiel zu bemühen: Man mit guten Gründen davon ausgehen, daß ein nur englischsprachiger Manager in der Lage ist, mit seinen nur deutschsprachigen Kollegen ein Geschäfts-„Meeting“ zustandezubringen als ein deutschsprachiger Arbeiter (der aus dem traditionellen Arbeitermilieu stammt). Schon aufgrund der dem kommunikativen Handeln immer innewohnenden Kontingenz subjektiver Handlungsmöglichkeiten sind Kommunikationskulturen immanent „multikulturell“, so daß eine in diesem Sinne weiter gefaßte „interkulturelle Kommunikation“ allgegenwärtig ist.

---

<sup>19</sup> Wie Turnbull sehr anschaulich gezeigt hat, gilt dies selbst für vermeintlich isolierte Hordengesellschaften die die Pygmäen, die differenzierte Kontexte im Umgang mit angrenzenden Völkern entwickeln.



Literatur

- Bauman, Richard (1990), Performance, in: International Encyclopedia of Communication 3.
- Berger, Peter L. and Thomas Luckmann (1967), The Social Construction of Reality. New York.
- Braun-Thürmann, Holger (2002), Künstliche Interaktionen – Wie Technik zur Teilnehmerin sozialer Wirklichkeit wird. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Bühl, Walter L. (2002), Phänomenologische Soziologie. Konstanz: UVK.
- Crane, Diana (1992), The Production of Culture. Media and Urban Arts. Newbury Park.
- Duranti, Alesandro und Charles Goodwin (Hg.), Rethinking context. Language as an Interactive Phenomenon. Cambridge: CUP.
- Giddens, Anthony (1976), New Rules of Sociological Method. London: Hutchinson.
- Goffman, Erving (1972), The neglected situation, in: P. P. Giglioli (ed.), Language and Social Context. Harmondsworth, 61-66.
- Goffman, Erving (1981), Forms of Talk. London.
- Goffman, Erving (1994), Geschlecht und Interaktion. Frankfurt am Main: Campus.
- Gumperz, John (1981), Discourse Strategies. Cambridge.
- Günthner, Susanne und Hubert Knoblauch (1995), Spaking Practices... in Pragmatics....
- Habermas, Jürgen (1981), Theorie des kommunikativen Handelns. 2 Bände. Frankfurt am Main.
- Habermas, Jürgen (1988), Der philosophische Diskurse der Moderne. Frankfurt.
- Habermas, Jürgen (1992), Faktizität und Geltung. Beiträge zur Diskurstheorie des Rechts und des demokratischen Rechtsstaats. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Heath, Christian (1986), Body Movement and Speech in Medical Interaction. Cambridge: Cambridge University Press.
- Heath, C., M. Jirotko, P. Luff and J. Hindmarsh (1995), Unpackaging collaboration: interactional organisation in a City trading room, in: Journal of Computer Supported Cooperative Work 3,1, 141-165.
- Kendon, Adam (1990), Conducting Interaction. Cambridge: CUP.
- Kieserling, André (1999), Kommunikation unter Anwesenden. Studien über Interaktionssysteme. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Knoblauch, Hubert (1987), „Bei mir ist lustige Werbung, lacht euch gesund“ - Zur Rhetorik der Werbeveranstaltungen bei Kaffeefahrten, in: Zeitschrift für Soziologie 16, 2, 127-144.
- Knoblauch, Hubert (1995), Kommunikationskultur. Die kommunikative Konstruktion kultureller Kontexte. Berlin and New York.
- Knoblauch, Hubert (1997), Zwischen den Geschlechtern? In: Stefan Hirschauer und Klaus Amann (Hg.), Die Befremdung der eigenen Kultur. Zur ethnographischen Herausforderung
- Knoblauch, Hubert (Hg.) (1996), Kommunikative Lebenswelten. Zur Ethnographie einer geschwätzigen Gesellschaft. Konstanz.
- Leach, Edmund (1978), Kultur und Kommunikation. Zur Logik symbolischer Zusammenhänge. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Luckmann, Thomas (1978), Philosophy, Science and Everyday Life, in: ders. (Hg.), Phenomenology and Sociology, Harmondsworth (Penguin), S. 217-253.
- Luckmann, Thomas (1986), Grundformen der gesellschaftlichen Vermittlung des Wissens: Kommunikative Gattungen, in. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie Special Issue 27, 191-211.
- Luckmann, Thomas (2002), Wissen und Gesellschaft. Konstanz: UVK.
- Luhmann, Niklas (1997), Die Gesellschaft der Gesellschaft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Münch, Richard (1991), Dialektik der Informationsgesellschaft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Sacks, Harvey, Emanuel Schegloff and Gail Jefferson (1974), A simplest systematics for the organization of turn-taking in conversation, in: Jim Schenkein (ed.), Studies in the Organization of Conversational Interaction. New York, 5-56.
- Scheler, Max (1960), Die Wissensformen und die Gesellschaft. Bern and Munich.
- Schulze, Gerhard (1992), Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart. Frankfurt am Main and New York.
- Schütz, Alfred (1964a), The social world and the theory of action, in: Collected Papers II, The Hague, 3-19.

- Schütz, Alfred (1974), Das Problem der Relevanzen. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Schütz, Alfred and Thomas Luckmann, Strukturen der Lebenswelt II. Frankfurt am Main 1984 (engl. transl. „Structures of the Life World, Vol.II, Evanston, Ill. 1994).
- Schütz, Alfred und Thomas Luckmann (1984), Strukturen der Lebenswelt II. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Schütz, Alfred und Thomas Luckmann (1979), Strukturen der Lebenswelt. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Sennett, Richard (1986), Verfall und Ende des öffentlichen Lebens. Die Tyrannei der Intimität. Frankfurt: Fischer.
- Soeffner, Hans-Georg (1990), Appräsentation und Repräsentation, in: H. Ragotzky a. H. Wenzel (eds.), Höfische Repräsentation. Tübingen.
- Soeffner, Hans-Georg (1992), Die Ordnung der Rituale. Die Auslegung des Alltags 2. Frankfurt am Main.
- Srubar, Ilja (1988), Kosmion. Die Genese der pragmatischen Lebenswelttheorie von Alfred Schütz. Frankfurt.
- Tenbruck, Friedrich (1990), Repräsentative Kultur, in: Hans Haferkamp (ed.), Sozialstruktur und Kultur. Frankfurt.
- Thurn, Hans-Peter (1979), Kulturosoziologie - Zur Begriffsgeschichte der Disziplin, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 31, 422-449.
- Turnbull, Colin M.,(1961), The Forst People. New York: Touchstone.
- Williams, Raymond (1958), Culture and Society 1780-1950. London.